

Rezensionen

Julia Zwack, Elisabeth Nicolai (2014). Systemische Streifzüge. Herausforderungen in Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 342 S., € 29,99

Zum 60. Geburtstag von Jochen Schweitzer haben die beiden Herausgeberinnen Julika Zwack und Elisabeth Nicolai eine beeindruckende Anzahl systemischer Autoren, Berater, Forscher zusammengetrommelt und herausgekommen ist ein aktueller Überblick systemischen Arbeitens.

Alle Beiträge lassen sich davon leiten, dass Fragen interessanter und weiterführender als Antworten sind: „Zu den Privilegien therapeutischer und beraterischer Arbeit gehört die Tatsache, dass die Rätsel nicht aufhören“ (S. 9), und man merkt den AutorInnen an, dass sie dies bei allem Humor und Leichtigkeit ganz ernst meinen. So haben sie sich diversen Herausforderungen/Kontexten respektvoll und mit neuen Fragen genähert und lassen uns an dieser interessanten Auswahl teilnehmen.

Gleich der erste Beitrag ist ein system-(theoretischer) Leckerbissen von Julika Zwack und Angelika Eck. Die alltäglichen Pendelbewegungen von Ambivalenzen werden genau unter die Lupe genommen und mit etlichen kleinen Fallvignetten illustriert. Die unaufgeregten kleinen hilfreichen Interventionen zeigen, welches wertvolle Potenzial Ambivalenzen in sich tragen und wie aufmerksam unser Körper mittels somatischer Marker reagiert.

„Symptome-Diagnostik-Therapie“ ist der Beitrag von Andrea Ebbecke-Nohlen übertitelt. Ihr Plädoyer: „Systemische Diagnostik will die beziehungsgestaltenden Wirkungen von Symptomen erfassen und die Beziehungsmuster, die in Systemen rund um ein Symptom entstehen, beschreiben.“ (S. 65) Sie unterstreicht den hypothetischen Charakter von Aussagen und die darin enthaltenen Beschreibungen von Möglichkeiten.

Björn Enno Hermanns lädt uns ein, seine staunenswerten Praxiserfahrungen mit Multifamilientherapien zu teilen.

Angesichts der enormen Entwicklungen im Bereich reproduktiver Medizin durch In-vitro-Befruchtungen begleitet Eia Asen Kinder, die in die noch ungewöhnlichen Familienformen und -strukturen hineingeboren werden. „Bis vor ein paar Jahren war mir nicht bewusst, dass ein Kind gleichzeitig drei verschiedene Mütter haben kann: eine genetische, eine austragende und eine psychologische.“ (S. 141). Woran bestimmt man als Gutachter das Wohl des Kindes in Rechtstreitigkeiten?

Rüdiger Retzlaff sucht und findet Spielräume im Umgang mit von körperlichen Krankheiten betroffenen Patienten und wirbt für eine erheblich umfangreichere Nutzung systemischer Familienmedizin.

Klug und humorvoll (wie gewohnt) die Beiträge von Arist von Schlippe über Unternehmensfamilien.

Fritz Simons Eingangsthese: „Psychotherapeuten sind meines Erachtens nur begrenzt als Coaches in Organisationen geeignet, für die Organisationsberatung erscheinen sie mir völlig ungeeignet...“ (S. 179) wird von ihm bestens belegt.

Tom Levold berät als Supervisor Einrichtungen der Jugendhilfe und des Gesundheitswesens und ich teile seine wütende Einschätzung zunehmender Ressourcenvernichtung bei wachsender Arbeitsbelastung. Auch aus seiner sozialwissenschaftlichen Perspektive kämpft er dafür, zu beachten, dass immer mehr Personen aus den relevanten Funktionsbezügen herausfallen.

Es finden sich noch viele weitere interessante Artikel in diesem lesenswerten Buch und ich danke den beiden Herausgeberinnen dafür, dass sie Jochen Schweitzer (und auch uns) so ein schönes Geschenk gemacht haben.

Elisabeth Kandziora (Hannover)

Ute Antonia Lamm, Johannes Jungbauer, Alexander Trost (Hrsg.) (2015). Klinisch-therapeutische Soziale Arbeit. Grundpositionen – Forschungsbefunde – Praxiskonzepte. Dortmund: verlag modernes lernen, 244 S., € 19,95

Seit einigen Jahren ist die Klinische Sozialarbeit als disziplinärer Teilbereich der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik kaum noch wegzudenken. Ähnlich der US-amerikanischen Tradition des Clinical Social Work konzentriert die Klinische Sozialarbeit im deutschsprachigen Raum die Kompetenzen von Diagnostik, Beratung, Therapie und ganz allgemein der „direct practice“ mit Klienten innerhalb der Sozialen Arbeit. Der vorliegende Sammelband zum Thema behandelt dabei nach eigener Aussage vor allem die therapeutischen Aspekte der Klinischen Sozialarbeit. Die Herausgeber sind als Hochschullehrer an der Kath. Hochschule in Aachen in den dortigen gleichlautenden Masterstudiengang eingebunden, auf den auch größtenteils die dargestellten Forschungsaktivitäten und Praxisentwicklungen zurückgehen. Die Dreiteilung im Untertitel trifft dann auch sehr passend den Inhalt des Buchs, so dass sich der erste Teil vor allem mit Grundlagen beschäftigt. Hier wird dann nach einer ersten Perspektive auf die (1) Klinische Sozialarbeit als Fachdisziplin innerhalb der Sozialen Arbeit im Rahmen einer postmodernen Gesellschaft der Bogen gespannt über (2) Sozialtherapie als eigenständigen Behandlungsansatz, (3) bindungstheoretische Orientierungsmöglichkeiten, (4) systemtherapeutische Dimensionen, (5) Anwendungsmöglichkeiten der Integrativen Therapie nach Petzold und (6) die Bedeutung der Klinischen Sozialarbeit insbesondere für die Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie, deren Ausbildung ja, wie die gesamte Psychotherapieausbildung, aktuell reformiert wird. Wer nicht als Studierender/Lehrender ohnehin schon in die einzelnen Themen vertieft ist, erfährt ausschnittsweise etwas über den derzeitigen Stand der Diskussion in der Klinischen Sozialarbeit.

Interessant fand ich vor allem die Darstellung von Michael Borg-Laufs, in der frappierend deutlich wird, dass die Profession Soziale Arbeit in der zukünftigen „Approbiertenausbildung“ keine Rolle spielen soll und dass dies zuallerletzt fachliche Gründe hat. Wie immer scheint es vor allem um andere Interessen zu gehen – ich fühlte mich an die Lage der Systemischen Therapie in den letzten 20 Jahren erinnert. Auch das systemische Grundlagenkapitel war spannend zu lesen, da es in Interviewform einen Expertendiskurs wiedergibt, an dem neben Jörg Baur Renate Zwicker-Pelzer und Lothar Krapohl als langjährig erfahrene Lehrende, sowohl für Soziale Arbeit als auch für Systemische Beratung und Therapie, teilnahmen. Insgesamt fand ich es schön, dass alle Grundlagenkapitel eher Position beziehen, klar in einem sozialarbeiterischen Fokus geschrieben sind und so natürlich nur Teilaspekte ihres Titels wiedergeben können, anstatt einer schon an „unzähligen anderen Stellen“ geschriebenen Gesamtschau.

Der zweite und der dritte Abschnitt zeigt dann exemplarisch, auf welchen Weg sich die Klinische Sozialarbeit in den letzten Jahren begeben hat. In kleinen, aber durchaus interessanten Forschungsprojekten sowie der Entwicklung von Praxiskonzepten stellt sie sich selbst nach außen dar. Auch für (forschungsinteressierte) systemische Praktiker finden sich neue Erkenntnisse, wenn beispielsweise über Fragebogenerhebungen Beziehungserwartungen in der Supervision oder sekundäre Traumatisierung bei Sozialarbeiterinnen aus bindungstheoretischer Sicht diskutiert werden. Oder anders: Wie geht es eigentlich Geschwistern von Mädchen und jungen Frauen mit einer Essstörung? Auch zu diesem Kapitel von Johannes Jungbauer und Jessica Heibach lassen sich viele familientherapeutische Parallelen ziehen, wenn man die Ergebnisse der qualitativen Interviews nachvollzieht. Die Praxiskonzepte befassen sich am Ende ebenfalls nochmal verstärkt mit der sogenannten Angehörigenarbeit, wenn z. B. ein Beratungskonzept für Eltern vorgestellt wird, deren Sohn oder Tochter die Diagnose Schizophrenie erhalten hat.

Das Buch präsentiert sich als gelungener Querschnitt aus aktuellen und zeitlich übergeordneten Themen der Klinischen Sozialarbeit. Sowohl für Studierende als auch therapeutische Praktiker im Feld der Sozialen Arbeit kann der Sammelband eine anregende Lektüre sein, insbesondere wenn man neben der eigenen Professionalität als (therapeutische) Systemikerin auch die Professionalität als (therapeutische) Sozialpädagogin/-arbeiterin im Blick behalten möchte.

Mathias Berg (Köln)

Tanja Hoff, Renate Zwicker-Pelzer (Hrsg.) (2015). *Beratung und Beratungswissenschaft. Baden-Baden: Nomos, 247 S, € 29,90*

Wo steht die Beratung als eigenständige Disziplin, Profession und Wissenschaft anno 2016? Darüber gibt der Ende letzten Jahres erschienene Herausgeberband von Tanja Hoff und Renate Zwicker-Pelzer, beide Professorinnen an der Katholischen Hochschule NRW in Köln, Letztere zudem stellvertretende Vorsitzende der DGSF, Auskunft. Das Buch ist in der Reihe „Kompendien der Sozialen Arbeit“ erschienen und legt damit nahe, dass Wesentlichste zum Thema prägnant und in Lehrbuchcharakter aufzubereiten.

Beratung ist sicherlich das breiteste Feld, in dem sich Systemiker hierzulande tummeln, und daher von grundsätzlicher von Relevanz. Das „Kompendium“ Beratung und Beratungswissenschaft fasst das mögliche Spektrum notwendigerweise zusammen und bezieht sich auf die gegenwärtigen Entwicklungen und historischen Dimensionen von Beratung, auf Formate und Orte von Beratung (z. B. formelle vs. informelle Beratung, akute vs. präventive Beratung usw.) sowie auf ausgewählte psychosoziale Arbeitsfelder. Außerdem enthält das Buch zwei größere Kapitel, in denen „Beratung aus interdisziplinärer Sicht“ und „Konzepte von Beratung“ vorgestellt werden.

Auf beides lohnt es sich hier kurz einzugehen, da auch praktische systemische Konzepte berührt (ggf. auch irritiert) werden. Das interdisziplinäre Beratungsverständnis wird dabei aus sieben verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet: Soziologie, Philosophie, Psychologie, Erziehungswissenschaft und die aus meiner Sicht seltener eingenommenen Perspektiven Theologie, Neurowissenschaften und Jurisprudenz. Interessant ist, dass jeder der sieben Beiträge nicht nur beschreibt, wie Beratung in der jeweiligen Disziplin verortet ist, sondern vielmehr, welche Impulse von ihr ausgehen, damit eine interdisziplinäre Beratungswissenschaft, gewissermaßen als „Querschnittswissenschaft“, weiter Gestalt annehmen kann. Im anderen großen Kapitel werden als Beratungskonzepte die tiefenpsychologisch orientierte, die personenzentrierte, die verhaltensorientierte und die Systemische Beratung präsentiert. Zuvor wird der Leser darauf aufmerksam gemacht, in welchem Verhältnis Beratung und (Psycho-)Therapie zueinanderstehen und dass schulübergreifende Rahmenkonzepte für eine integrative Praxis entwickelt wurden. In diesem Abschnitt wird dann zunächst die Psychotherapieforschung bemüht (Grawe, Orlinsky, Lazarus usw.), bevor der Selbstmanagement-Ansatz nach Kanfer et al. als ein übergeordnetes Strukturmodell für schulübergreifende Beratung dargelegt wird. Da sowohl die einzelnen erwähnten (Beratungs-)Konzepte einer Therapieschule entspringen und auch der integrative Abschnitt von Entwicklungen in der Psychotherapie ausgeht, wird an dieser Stelle nochmal deutlich, wie sehr Beratung mit Therapie verknüpft ist, teilweise aus ihr entstanden ist und wie schwer es fällt, dass eine ohne das andere zu denken. Dies insbesondere, da es den Herausgeberinnen ein Anliegen ist, zur Profilentwicklung der Beratung selbst beizutragen und Beratung nicht im Schatten von Psychotherapie oder gar missverstanden als „Schmalspur“-Therapie zu diskutieren.

Insgesamt überzeugt der Band durch eine hohe Informationsdichte und einen gelungenen Überblick zum Thema. Das Buch eignet sich hervorragend für Studierende in Beratungsmasterstudiengängen, aber auch Systemische Berater, die sich für den konzeptionell-wissenschaftlichen Überbau ihrer Tätigkeit interessieren, über den systemisch-methodischen Tellerrand hinausschauen wollen, wären angesprochen. Ein durchaus spannender Vergleich im Übrigen, wie sich *Beratung studieren* (an Hochschulen) von *Beratung lernen* (an freien Instituten) unterscheidet und überschneidet und wie auf Qualität geachtet wird. Mich persönlich haben einige Beiträge nochmals anders nachdenken lassen über meine eigene Beratungstätigkeit. Insbesondere die soziologische Perspektive und die Ideen, inwieweit Berater versuchen Probleme individuell oder systembezogen (z. B. familiär) zu bearbeiten und dabei die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen außer Acht lassen. Angenehm empfand ich es außerdem zu entdecken, dass die neurowissenschaftlichen Erkenntnisse für Veränderungsprozesse gut zu meinem Verständnis einer systemischen Praxis passen. Etwas gefehlt hat mir, dass neuere Ergebnisse der in Deutschland zugegebenermaßen noch ausbaufähigen Beratungsforschung kaum vorkommen.

Mathias Berg (Köln)

Christoph Jung & Daniela Pörtl (2016). Tierisch beste Freunde – Mensch und Hund – von Streicheln, Stress und Oxytocin. Stuttgart: Schattauer, 282 S., € 19,99

Zugegebenermaßen hat mich der Titel – Tierisch beste Freunde – auf eine andere Fährte gesetzt. Wer erwartet, etwas über die jeweiligen Passungen zwischen Hunden und Menschen zu erfahren und schlau zu werden in der Frage, welcher Hund (oder auch welche Rasse) am besten zu welchem Menschen (oder Typ) passt, wird enttäuscht. Gleichwohl bietet das AutorInnenteam hoch spannende und interessante Überlegungen und Erkenntnisse an.

Nach einem ausführlichen ersten Teil, der sich vor allem mit evolutionstheoretischen Aspekten der Wandlung vom zahmen Wolf zum domestizierten Hund befasst, widmet sich das Buch vor allem der Frage, wie es um die Kooperationsbereitschaft der Hunde mit den Menschen steht. Jung und Pörtl zeichnen die Entwicklung der Hund-Mensch-Beziehung nach und betrachten die im Laufe der Zeit entstandenen Unterschiede zwischen dem Hund als Arbeitspartner und dem Hund als Sozialpartner. Auf der Basis sauber recherchierter Forschungsergebnisse und Studien werden Kommunikation und Kooperation zwischen Mensch und Hund beschrieben.

Besonders erhellend scheinen mir jedoch die neueren Erkenntnisse der Hirnforschung, die erheblich mehr Parallelen zwischen den Spezies aufzuweisen scheinen als bislang angenommen. Hunde und Menschen passen unter anderem auch deshalb so gut zusammen,

weil sie beide über ein „Bindungshormon“ (Oxytocin eben, S. 174) verfügen, welches in gelingenden Beziehungen ausgeschüttet wird und dann die Bindungswünsche verstärkt. Und das kann eben unter den Säugetieren nur der Hund – und nicht die Katze, der Kanarienvogel oder das Pferd. Und das – so die AutorInnen – unterscheidet eben den Hund auch signifikant vom Wolf oder Fuchs. Die quasi gleich oder ähnlich ablaufenden hirnganischen Prozesse und die Ausschüttung von Oxytocin tragen maßgeblich dazu bei, dass Hunde gern mit Menschen in Beziehung treten und bereitwillig Aufgaben übernehmen und kooperieren.

So liefert das Buch sehr aufschlussreiche Erkenntnisse für den Einsatz von Hunden – sei es als Assistenzhunde in der Unterstützung erheblich eingeschränkter Menschen, als Therapiebegleithunde, Schulhunde oder eben auch als „tierisch beste Freunde“. Das Buch schließt mit einigen Anregungen dazu, wie Hundehaltung als Beitrag zur Gesunderhaltung des Menschen gesehen werden kann und sollte – die Anwesenheit eines Hundes reduziert Stress, entschleunigt, sorgt für die Ausschüttung von Glückshormonen und wirkt sich entspannend auf das Herz-Kreislauf-System aus. „Hundehalter gehen öfter an die frische Luft, bekommen seltener einen Herzinfarkt und nehmen nicht so oft einen Arzt in Anspruch“ (S. 244). Für mich als Hundehalterin, meine Hündin Emma und uns zwei als ausgebildetes Mensch-Hund-Therapie-Team ein sehr bereicherndes und erhellendes Buch, das ganz nebenbei viele überzeugende Argumente liefert für den Einsatz von Hunden. Dies wird insbesondere in Kontexten bedeutsam, in denen Hunde noch skeptisch gesehen werden.

ilke Crone (Bremen)

Bettina Lohmann, Susanne Annies (2016). Achtsamkeit in der Verhaltenstherapie. Störungsspezifische Interventionen und praktische Übungen. Stuttgart: Schattauer, 152 S., € 24,99

Da ist ein Buch

Darin Wörter und Sätze steh'n

Hab es gelesen.

Warum taugt ein solcher Haiku (S. 126f.) als Buchrezension nicht? Weil diese alte japanische Dichtform reine Situationsbeschreibung, aber keine Bewertung enthält. Das Verfassen eines Haikus kann genau deshalb in eine achtsame Atmosphäre lenken. Die Kunst, wahr- und hinzunehmen, was ist, nennt man Achtsamkeit. Man denkt an Ruhe, Hingabe, an eine Art „Geisteshaltung“, nicht an Technik oder Instrument. In diesem Buch geht es aber sehr nüchtern um den möglichen Einsatz von Achtsamkeitsübungen in ein strukturiertes verhaltenstherapeutisches Programm. Wenig wird über Theorie und Hintergründe geschrieben. Für

einzelne, typische Störungsbilder werden passende Achtsamkeitsübungen vorgestellt und ihr Nutzen, aber auch die Grenzen oder gar Kontraindikationen genannt. Auch mit dem Einsatz solcher Übungen ist achtsam und nicht verschwenderisch umzugehen. Wie nützlich sie im Stationsalltag in unserer akutpsychiatrischen Behandlung eingesetzt werden können, erprobte ich erfolgreich mit unserer ganz gemischten Patientengruppe.

Die Bewertung für dieses Buch fällt also gut aus: Es ist ausgesprochen praxisnah und in seiner Kürze ausreichend informativ. Man spürt, dass hinter dem eher kurzen Text viel Wissen und Erfahrung steckt.

Ach ja, über das „Audio-Download“ kann man sich das eigene Sprechen der Achtsamkeitsinstruktionen ersparen. Ob das schöner ist, bleibt individuell zu entscheiden.

Andreas Manteufel (Bonn)

EDITION **Leidfaden**

Die von Monika Müller herausgegebene Edition **Leidfaden** bietet einen kurzen, lesbaren Einstieg in verschiedenste Aspekte und Fragestellungen zum Thema „Trauer“. Hier finden sowohl professionelle als auch andere Begleiterinnen hilfreiche Anregungen zum Thema.

Sylvia Brathuhn & Thorsten Adelt (2015). Vom Wachsen und Werden im Prozess der Trauer – Neue Ansätze in der Trauerbegleitung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 132 S., € 15,00

Zum Einstieg beschreiben die AutorInnen die verschiedenen Phasen eines Trauerprozesses auf unterschiedlichen Ebenen. So wird einfühlsam beschrieben, wie wir Menschen zwar einerseits „wissen“, wie sehr Leben und Tod miteinander verbunden sind und zusammengehören, und doch andererseits eine Art „Schockzustand“ erleben, wenn jemand aus unserem nahen Umfeld verstirbt. Die einzelnen Phasen des Trauerprozesses werden zunächst als aufeinanderfolgende Entwicklungsschritte beschrieben: von der existenziell bedrohlichen Grenzsituation über die erste Bewältigung anstehender Aufgaben in der Auseinandersetzung mit dem eigenen „Leben danach“ hin zu einem „Erkennen und Verstehen“ und schließlich der Annahme des neuen Lebensabschnitts ohne die verstorbene Person. Brathuhn und Adelt geben an verschiedenen Stellen hilfreiche Hinweise für nahestehende Angehörige oder Freunde in der Trauerbegleitung.

Anhand eines lebensgeschichtlichen Beispiels wird der Trauerprozess persönlich lebendig und anschaulich. Im dritten Teil des Buches widmen sich die AutorInnen verschiedenen Ansätzen zur Trauerbegleitung. Es scheint mir ausgesprochen folgerichtig, diesen Teil mit einem eigenen Kapitel zur „Haltung als Grundlage für die Anwendung“ (S. 66) zu beginnen.

Deutlich betont werden hier Achtsamkeit, Offenheit, Akzeptanz, Behutsamkeit, Verständnis, Empathie und Geduld – um nur einige zu nennen. Ohne diese erscheinen die beschriebenen Ansätze leblos und statisch und suggerieren so etwas wie „idealtypische Verläufe“ von Trauer. Gleichwohl bietet auch die tabellarische Zusammenfassung am Schluss einen guten Überblick und kann als eine erste Orientierungshilfe nützlich sein. Die Ansätze unterscheiden sich auch hinsichtlich der Kontexte, in denen ein „Todesfall“ eintreten könnte – beispielsweise hinsichtlich der Frage: wie erwartbar ist das Sterben im Falle einer lebensbedrohlichen Erkrankung? Oder in welchem Lebensalter werden die Personen mit dem Tod konfrontiert? Die Begleitansätze werden unterschieden in anagogisch-hinführend, konsolatorisch-verstehend, stimulierend-provokativ, reflektierend-verstehend und evaluierend-nachgehend – das Kapitel schließt mit beispielhaften Stundenprotokollen ab. Ein in der Kürze anregendes, gelungenes Buch für alle, die sich mit Trauerbegleitung befassen (müssen).

Ilke Crone (Bremen)

Marion Schenk (2014). Suizid, Suizidalität und Trauer – Gewaltamer Tod und Nachsterbewunsch in der Begleitung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 132 S., € 15,00

Einleitend versucht M. Schenk der Komplexität des Themas gerecht zu werden – so weist sie auf statistische Daten zu Häufigkeitsverteilungen hin und versucht dann verschiedenste Risikofaktoren sowohl in der Entwicklung von Suizidalität als auch als auslösende Faktoren zu beschreiben. So werden genetische Faktoren ebenso genannt wie soziale, gesellschaftliche und persönliche oder körperliche Rahmenbedingungen, die unter bestimmten Voraussetzungen als Risikofaktoren gelten können – in der additiven Beschreibung könnte der Eindruck entstehen, es sei eher unwahrscheinlich, dass Menschen nicht in irgendeiner Weise von Suizidrisiken betroffen seien. Dies ist jedoch genau nicht die erklärte Absicht – vielmehr möchte Schenk dafür sensibilisieren, „welchen vielfältigen Störungen wir alle im Verlauf unseres Lebens unterliegen und wie diese unter bestimmten ungünstigen Bedingungen zu suizidalen Krisen führen können“ (S. 41)

Der zweite Teil ist dem Verlauf gewidmet – hier wird unterschieden zwischen suizidalen Gedanken, die eine Handlung in Erwägung ziehen, suizidalen Impulsen, die von starken Ambivalenzen begleitet werden, und der Suizidhandlung, die einem Entschluss folgt. An dieser Stelle bietet das Buch viele Hinweise für diejenigen, die eine „suizidgefährdete“ Person begleiten und im Leben halten (wollen).

Der zweite Teil widmet sich der konkreten Trauerbegleitung nach einem Suizid. Es werden verschiedene Reaktionsmöglichkeiten beschrieben, die auf unterschiedlichen Ebenen er-

wartet werden können. Emotionen, Gedanken, Verhalten, Psyche und Körper reagieren als komplexe Systeme auf- und miteinander. Gerade im Zusammenhang mit der Trauer nach einem Suizid ist außerdem mit Tendenzen eines sogenannten „Nachsterbewunsches“ zu rechnen (der sich deutlich von eigenen suizidalen Gedanken im Trauerprozess unterscheidet).

Das Buch schließt mit vier konkreten Schritten zur Trauerbegleitung ab – Stabilisierung, Stärkung, Akzeptanz und Integration. In der Stabilisierungsphase stehen Akzeptanz und Wertschätzung im Vordergrund, darüber hinaus kann es darum gehen, „übermäßiges Grübeln“ zu unterbrechen und Strategien zu entwickeln, die eigenen Emotionen zu regulieren. Stärkung erfahren Betroffene durch eine deutliche Ressourcenorientierung und -aktivierung ebenso wie durch Anregungen zu neuen (anderen) Denk- und Sichtweisen. Erst wenn Betroffene sich stabil und stark fühlen, sind sie ansprechbar für akzeptierende Sichtweisen und psychoedukative Elemente zum Thema Suizid. Den Abschluss bildet die Integrationsphase, in der die Trauernden sowohl ihr eigenes Leben (neu) konzipieren als auch eigene Narrative für das Vergangene entwickeln (können).

Ob in einzeltherapeutischen Prozessen oder in angeleiteten Gruppen – Marion Schenk ist ein fachlich fundiertes, anregendes Buch gelungen, welches sicher viele darin unterstützt, „Suizid und Trauer“ als ausgesprochen individuellen Prozess zu begreifen und angemessen zu begleiten. Gleichzeitig bietet der Leitfaden Struktur, Orientierung und Sicherheit für die BegleiterInnen.

ilke Crone (Bremen)